

## Die Ausbeutung, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung

Silvio Gesell 1922

*„Es gibt in der Volkswirtschaft keinen Grund, was eine allgemeine Krise und damit Arbeitslose zur Notwendigkeit macht. Es gibt nie eine allgemeine Überproduktion, solange das Geld der Verbraucher bis zum Wochen- oder Monatsende reicht für noch notwendige Käufe. Jeder Verbraucher ist doch, seit eh und je, Teil des Absatzmarktes in seiner Volkswirtschaft, ist doch „Arbeitsplatz“ in der gleichen Größe wie sein Verbrauch, sein „Absatzmarkt“. Aber zwischen „Arbeitsplatz“ (Hände die arbeiten) und den Verbrauch („Absatzmarkt“, Hände die kaufen) hat sich in unsere tausendfältige Arbeitsteilung etwas geschoben, das nur allzu selbstverständlich hingenommen wird – Geld. Studieren wir doch diese uralte Erfindung genauer, zumal in unserem heutigen System. Viele unserer heute so rätselhaften Faktoren werden sich aufhellen, werden immer klarer vor uns liegen.“*

Silvio Gesell

*„Genau genommen ist nicht der Sozialismus unser Endziel, sondern dies besteht in der Aufhebung jeder Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, ein Geschlecht, eine Partei, eine Rasse. Die sozialistische Produktionsweise setzen wir uns in diesem Kampfe nur deshalb zum Ziel, weil sie bei den heute gegebenen technischen und ökonomischen Bedingungen als das einzige Mittel erscheint, unser Ziel zu erreichen. Würde uns nachgewiesen, dass wir darin irren, dass etwa die Befreiung des Proletariats und der Menschheit überhaupt auf der Grundlage des Privateigentums an Produktionsmitteln allein oder am zweckmäßigsten zu erreichen sei, dann müssten wir den Sozialismus über Bord werfen, ohne unser Endziel im geringsten aufzugeben. Ja, wir müssten es gerade tun im Interesse dieses Endziels“*

Kautsky

## Vorwort

Lange bevor die goldenen Strahlen der Morgensonne den schlummernden Kapitalisten zu necken beginnen, hat sich sein Mayordomus vom harten Lager erhoben und brütet über dem Plan, wie er heute wieder für seinen Herrn die süßen Freuden des Daseins zu einem Fest und Hochgenuss gestalten kann.

Der Kapitalist lebt ganz in der Gegenwart. Seine Zukunftspläne reichen nie über den Abend hinaus. Zukunft ist für ihn nichts als verkürzte, verbrauchte Gegenwart. Er braucht keine Hoffnung. Diesen billigen Gegenwartersatz überlässt er dem Proletarier. Der Proletarier braucht Hoffnung. Ganz bestimmt würde der Proletarier für sich und für den Kapitalisten das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorziehen, wenn er die Hoffnung verlöre.

Worauf aber könnte sich die Hoffnung des Proletariats heute noch gründen? Hat nicht Kautsky selber dem Proletariat den Rat gegeben, sich wieder still unter das Joch des Kapitalismus zu beugen? Und geduldig zu warten, bis dass er an der Schwindsucht stirbt, will sagen, bis dass er «reif» sei für die marxistisch-kommunistische Wirtschaftsordnung! Denn vergessen wir es nicht: Der Reifeprozess des Proletariats heißt doch praktisch nichts anderes als in der dritten Generation aussterben.

Der Reifeprozess, dem sich nach Kautskys Rat (gewiss gab er ihn blutenden Herzens) das Proletariat nun wieder unterwerfen soll, hat ungezählte Völker, gewaltige Staaten und Weltreiche verschlungen, oft spurlos vertilgt. Das alte Römerreich, das Reich der Babylonier und Ägypter gingen an diesem Reifeprozess zugrunde. Denn dieser kapitalistische Reifeprozess ist im Grunde nichts anderes als ein Fäulnisprozess. Sollen wir nun in Erwartung der «Reife» ebenfalls untergehen, wie die Römer, Griechen und Babylonier untergingen? Ist das die letzte Hoffnung des Proletariats und darüber hinaus des ganzen Volkes?

Noch hoffen die Proletarier. Zweifeln sie etwa daran, dass Kautsky aus Marx' Theorie des Kapitals die richtigen Schlüsse gezogen? Die Experimente und Erfahrungen sprechen doch eine sehr überzeugende Sprache! Oder hofft das Proletariat etwa, dass in der Lehre von Marx sich ein Fehler eingeschlichen, dass sich trotz Kautsky doch noch irgendwo ein Ausweg aus der kapitalistischen Rattenfalle entdecken lässt? Einerlei, noch hofft das Proletariat, noch stehen die Arbeiterorganisationen. Das Vertrauen zu diesen Organisationen ist zwar stark erschüttert, jedoch sie stehen noch. Sie werden erhalten durch die Hoffnung, dass sie trotz allem und noch rechtzeitig zur rettenden Aktion durch ihre Führer eingesetzt werden. Gewehr bei Fuß wartet das Proletariat auf das Kommando. Erfolgt dieses Kommando nicht bald, dann wird der letzte Rest der Hoffnung verfliegen, die Fahnenflucht wird einsetzen und nichts mehr wird die Auflösung der Arbeiterorganisationen aufhalten können, derselben Organisationen, deren Aufbau so viele mühevollen und treue Arbeit gekostet hat.

*Auf der marxistischen Darstellung des Kapitals können die Hoffnungen des Proletariats vernünftigerweise nicht mehr gründen. Diese Darstellung führt zwangsläufig zur Forderung des kommunistischen Wirtschaftsbetriebes. Entweder Kapitalismus oder Kommunismus, das ist die Forderung, die jeder aus der Marxschen Kapitaltheorie ziehen muss. Da nun, wie Figura zeigt, die kommunistische Wirtschaftsordnung an der Natur des Menschen, also schon an ihrer Grundlage scheitert, und dieser Adam, wenn überhaupt, dann nur sehr langsam Wandlungen durchmacht, so muss eigentlich jeder Marxist dem Proletariat zurufen: Wir kämpfen für eine hoffnungslose Sache. Der Zukunftsstaat ist und bleibt aus bestimmten, unabänderlichen Gründen ein unerreichbares Ideal. Unsere Eingriffe ins kapitalistische Getriebe stören, hemmen und vermindern zum Schaden aller, auch der Arbeiter, das Arbeitsprodukt. Dort, wo, wie in Amerika, der kapitalistische Betrieb am wenigsten durch gesetzliche Eingriffe gestört wird, dort ist der Lohn am höchsten. Wir müssen die Ausbeutung ertragen, wie wir die Plagen der Natur, die Erdbeben, ertragen. Der Zukunftsstaat ist und bleibt ein Traum. Lasst uns von ihm weiter träumen, aber suchen wir nicht ihn hier auf Erden zu verwirklichen.*

Marxisten dieser Art, die solche Folgen aus ihrer Lehre ziehen müssten, gibt es heute wohl kaum noch. Auch bei den Führern hat die Kritik das Vertrauen in die Richtigkeit der marxschen Darstellung vom Kapital erschüttert. Darum reden sie nicht oder noch nicht im obigen Sinne zum Proletariat. Auch sie haben noch eine Hoffnung, eine letzte Hoffnung, nämlich die, dass sich in die marxsche Lehre vom Kapital an einer entscheidenden Stelle ein Fehler eingeschlichen haben mag. Und diese Hoffnung gründet auf den zahllosen Widersprüchen, die zwischen Marx „Kapital“ Band III und Marx Band I. bestehen.

**Sie hoffen also mit dem Proletariat, dass der erfahrene Marx, Marx III., den jüngeren Marx, Marx I., erschlagen wird. Dass Marx III., der selbständige Forscher, Marx I., den Schüler der Vulgärökonomie, erledigen, dass Marx, der Wissenschaftler, Marx, den Politiker, den Verfasser des kommunistischen Manifestes, den Knockout geben wird.** Dann wird Marx III. der Forschung und dem Befreiungskampf des Proletariats neue Bahnen brechen.

Mögen die folgenden Blätter solchen wissenschaftlichen und proletarischen Hoffnungen neue Nahrung geben.

Silvio Gesell

## Die Ausbeutung, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung

Der Sozialismus zieht seine Triebkräfte in erster Linie aus dem Wunsche der Ausgebeuteten, sich der ausbeutenden Mächte zu erwehren. Dieser Satz gestattet die Verallgemeinerung, dass als Sozialist jeder zu betrachten ist, der sich am Kampfe wider die Ausbeutung beteiligt. Umgekehrt kann man niemand als Sozialist bezeichnen, der sich der Ausbeutung gegenüber gleichgültig verhält.

Ich will nicht behaupten, dass sich der Sozialismus im Kampfe gegen die Ausbeutung erschöpft. Aber dieser Kampf ist doch, besonders im heutigen Stadium des Sozialismus, das eigentliche Kennzeichen der sozialistischen Geistesrichtung.

Auch bei den Kommunisten wüssten manche nicht mehr, warum sie sich Kommunisten nennen, wenn es keine Ausbeutung mehr gäbe. Wenn sich die Ausgebeuteten darüber einig wären, wie die Ausbeutung am sichersten und schnellsten zu beseitigen ist, so hätte es niemals Spaltungen in den sozialistischen Kreisen gegeben. Die Einheitsfront aller Sozialisten wäre von vornherein da gewesen, fest und unerschütterlich. Sie kommt nur darum nicht zustande, weil man sich noch kein klares Bild von der Natur der Ausbeutung macht. Bei den meisten Sozialisten handelt es sich nicht um Wissen, sondern um Glaubenssätze und wir wissen aus der Geschichte, dass der Streit zumeist dort beginnt, wo das Wissen in das Gebiet der Glaubensartikel übergeht. Glauben und Streiten ist ein und dasselbe.

Die Ausbeutung des Menschen geht auf die verschiedenste Weise vor sich. Man kann sie einteilen in

1. Ausbeutung auf dem Wege *persönlicher Übermacht*,
2. Ausbeutung mittelst *wirtschaftlicher Übermacht*.

Der *persönlichen* Übermacht bedient sich der Räuber, der Pirat, der Sklavenjäger. Diebe und Kuppler gehören auch noch in diese Kategorie.

Den Kampf wider die Ausbeutung durch Räuber, Piraten, Kuppler, haben die Ausgebeuteten dem Staate übertragen. Es ist ein ewiger Kampf, der seiner Natur nach niemals ganz beendet werden wird. Immerhin kann man sagen, dass, verglichen mit früheren Zuständen, dieser Kampf sein Ziel erreicht hat. Die Mittel, die hier angewandt worden sind, waren entschieden wirksam. Die Burgen der Raubritter sind niedergelegt, die Schiffe der Piraten sind gekapert, die Sklavenjäger sind hinter Schloss und Riegel gebracht worden. In letzter Zeit geht man auch bereits scharf und international gegen den Handel mit weißen Sklavinnen vor. Die Ausbeutung auf dem Wege persönlicher Übermacht hat so gut wie aufgehört.

Nicht so ist es mit der Ausbeutung mit Hilfe wirtschaftlicher Waffen. Zwar auch auf diesem Gebiete hat man gekämpft und sich der verschiedensten Waffen bedient, aber irgendein

Erfolg ist bis heute nicht wahrzunehmen. Im Gegenteil. Die Zahl der Ausgebeuteten wächst, ebenso die Masse der Beute, die täglich gewaltigeren Umfang annimmt. Vor dem Kriege betrug diese Beute in Deutschland reichlich 20 Milliarden Goldmark. Jedes Land in der Zinswirtschaft, mit allem, was darin steckt und darauf steht und gebaut wurde, Häuser, Äcker, Bergwerke, Warenlager, Läden, Banken mit ihrem Inhalt, Eisenbahnen, Viehherden, Wälder, Handelsflotten usw., müssen die Ausgebeuteten alle zwanzig Jahre in Gestalt von Grundrenten und Zinsen an die Ausbeutenden abliefern. Der Kaufpreis irgendeines Kapitalgegenstandes wird im Handel ganz allgemein mit dem zwanzigfachen seiner jährlichen Ausbeute, d. h. also des Zinses oder der Rente eingeschätzt. Als Helfferich das in Deutschland angelegte Vermögen, von ihm Volksvermögen genannt, mit 350 Milliarden einschätzte, da hat er die Zinsen und Grundrenten, die im Jahre über die Zahlreiche der Rentner gingen, mit 20 oder 25 multipliziert, kapitalisiert. So kam die genannte Summe zustande.

Wie geht nun diese Ausbeute vor sich? Man sollte meinen, dass man sich über eine Erscheinung von so gewaltigem Umfange längst klar sein müsste, zumal es sich hier um einen Vorgang handelt, der sich vor unseren Augen vollzieht, einen rein menschlichen Vorgang, den wir leicht in allen Einzelheiten verfolgen können. Und dennoch streiten wir noch über das *wie, wann und wo* der Ausbeutung. Wir bezahlen alle Jahre 20 Milliarden Goldmark an unsere Ausbeuter und wissen noch nicht, wie das geschieht! Und *weil wir in dieser Beziehung uneinig sind, streiten wir über den Weg, der einzuschlagen ist zur Bekämpfung der Ausbeutung*. Unglaublich erscheint es, aber es ist wahr: Die Einheitsfront kommt nicht zustande, weil wir nicht wissen, ob der Kapitalist uns das Geld aus der linken oder aus der rechten Tasche nimmt.

Zwei Theorien streiten heute um Anerkennung in den Kreisen der Ausgebeuteten:

1. *die Theorie, wonach im Privatbesitz an den Produktionsmitteln* schlechthin der Grund der Ausbeutung zu suchen ist, und
2. *die Theorie, wonach die Ausbeutung eine Folge unseres fehlerhaften Geld- und Bodenrechtes ist*.

Nach der einen Theorie erfolgt die Ausbeutung direkt und ausschließlich bei der Arbeit, in der Fabrik, auf dem Felde. Nach der anderen erfolgt sie bei der Benutzung des Bodens und beim Tausche der Arbeitsprodukte mittels des Geldes, sowie bei allen Darlehen, wobei auch das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber als Darlehensverhältnis behandelt wird, ebenso wie das des Mieters und Vermieters.

Die zuerst genannte Theorie fordert in folgerichtiger Anwendung die Abschaffung des Privateigentums, und damit auch die der Privatwirtschaft, der Selbstverantwortung. Die Verteilung der Produkte erfolgt durch den Staat, der die Produktion leitet. Die Grundsätze, nach denen die Verteilung erfolgen soll, werden gesetzlich geregelt.

Nach der anderen Theorie braucht es solcher Eingriffe nicht. Es genügt, wenn der Boden und das Geld «sozialisiert» werden. Das Übrige besorgt dann zwangsläufig, automatisch, die nun wirklich freie, zu ihrer Ordnung gelangte, den eigenen Gesetzen folgende Wirtschaft. Die Ausbeutung ist nach dieser Theorie ein Produkt gewaltsamer Eingriffe in die natürliche, von selbst sich ergebende Ordnung der Wirtschaft. Mit der Beseitigung dieser Eingriffe muss auch die Ausbeutung fallen.

Auf der einen Seite also Staat, Gesetz, auch Zwang, auf der anderen das gerade Gegenteil: Freiheit, in Neuland, in noch nicht erlebte vollkommen neue Verhältnisse. Dort führt der Weg rechts in den Kommunismus hinein, also zurück, dorthin, woher wir gekommen sind, hier umgekehrt führt der Weg links ab, aus dem Hohlweg des Kapitalismus in die Freiheit, nicht Ausbau des Staates, sondern Abbau.

Aber beide Systeme beanspruchen für sich die Kraft, das Hauptziel des Sozialismus, die Beseitigung der Ausbeutung, restlos zu verwirklichen.

Dass mit dem Kommunismus, mit der Abschaffung des Privateigentums die Ausbeutung gründlich erledigt ist, haben wir in Russland jetzt auf breiter Grundlage erfahren können. Die Ausbeuter sind tatsächlich alle verhungert und ausgestorben. Das Hauptziel des Sozialismus hat Lenin tatsächlich erreicht.

Aber, aber: die Russen scheinen das Erreichte teuer gekauft zu haben, so teuer, dass manche die glücklichen Zeiten der kapitalistischen Ausbeuter wieder zurückverlangen.

Mit der freien Wirtschaft, die ich hier dem Kommunismus gegenüberstelle, wird die Ausbeutung nicht durch höhere Gewalt beseitigt, abgeschafft. Dass sie verschwinden wird, dafür muss allein die Logik der der freiwirtschaftlichen Theorie zugrunde gelegten Tatsachen eintreten.

Was uns nun interessiert, das ist die Frage, welche von beiden hier zur Erörterung gestellten Ausbeutungstheorien falsch ist. Wohlverstanden, es handelt sich nicht darum, welche der beiden Theorien wir wählen sollen, um ein uns gestecktes, als erstrebenswert erscheinendes Ziel wissenschaftlich zu schmücken, sondern unabhängig von allen persönlichen Wünschen und Neigungen, das an sich Richtige festzustellen. Über die wahre Ursache der Ausbeutung wollen wir uns klar werden und unsere Kenntnisse in einem Lehrsatz formulieren. Ob diese Erkenntnis uns zunächst süß oder bitter schmecken wird, steht hier nicht in Frage. Die Wahrheit soll ans Licht gezogen werden. Mehr nicht. Was mit der erkannten Wahrheit dann gemacht werden kann oder soll, darüber werde ich weiterhin reden.

Marx als Hauptvertreter der Lehre, wonach die Ausbeutung auf das Privateigentum zurückzuführen sei, geht von einer sehr wichtigen, von ihm aber nur ganz oberflächlich untersuchten Voraussetzung aus, nämlich, dass das Geld kein selbständiges Kapital sei. Das Geld ist ein vollkommenes Äquivalent der im Tausch erhaltenen Waren, sagt Marx.

[Werden Äquivalente ausgetauscht, so entsteht kein Mehrwert, und werden Nicht Äquivalente ausgetauscht, so entsteht auch kein Mehrwert. Die Zirkulation oder der Warenaustausch schafft keinen Wert. Marx: Das Kapital. Bd. I. S. 126. 4. Aufl.]

Für die Wertveränderung des Geldes, das sich in Kapital verwandeln soll, kann nicht an diesem Geld selbst vorgehen, denn als Kaufmittel und als Zahlungsmittel realisiert es nur den Preis der Ware, die es kauft oder zahlt, während es in seiner eigenen Form verharrend, zum Petrefakt von gleichbleibender Wertgröße erstarrt. Ebenda S. 129.

Im eigentlichen Handelskapital erscheint die Form G-W-G, kaufen um teurer zu verkaufen, am reinsten. Andererseits geht seine ganze Bewegung innerhalb der Zirkulationssphäre vor. Da es aber unmöglich ist, aus der Zirkulation selbst die Verwandlung von Geld in Kapital, die Bildung von Mehrwert zu erklären, so erscheint das Handelskapital unmöglich, sobald Äquivalente ausgetauscht werden, daher nur ableitbar aus der doppelseitigen Übervorteilung der kaufenden und verkaufenden Warenproduzenten durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann. In diesem Sinn sagt Franklin: Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei, Ebenda S. 126.]

Für die von ihm selbst geprägte allgemeine Formel des Tausches – G-W-G' – also Geld, Ware, Mehrgeld, findet er in den Eigenschaften des Geldes keine Erklärung. Wenn diese Formel nicht durch eine ganz regelmäßig und ungestraft vor sich gehende «Prellerei», also nicht durch Machtfaktoren erklärt werden soll, dann, sagt Marx, gehört zu dieser Erklärung eine lange Kette von Mittelgliedern.

[Die Zirkulation des Geldes als Kapital ist Selbstzweck, Marx. Kapital, 4. Aufl., Bd. I, S. 115. Das Geld bildet Ausgangspunkt und Schlußpunkt jedes Verwertungsprozesses. Er war 100 Pfd., er ist jetzt 110. Ebenda S. 117. Das Geld in der Warenzirkulation ist die erste Erscheinungsform des Kapitals. Historisch tritt das Kapital dem Grundeigentum überall zunächst in der Form von Geld gegenüber. Jedoch bedarf es nicht des Rückblicks auf die Entstehungsgeschichte des Kapitals, um das Geld als seine erste Erscheinungsform zu erkennen. Dieselbe Geschichte spielt täglich vor unseren Augen. Jedes neue Kapital tritt in erster Instanz den Markt (Warenmarkt, Arbeitsmarkt) immer noch als Geld, Geld, das sich durch bestimmte Prozesse in Kapital verwandeln soll. Ebenda S. 109.]

Soll die Verwertung des Handelskapitals nicht aus bloßer Prellerei des Warenproduzenten erklärt werden, so gehört dazu eine lange Kette von Mittelgliedern. Ebenda S. 127.]

Diese Mittelglieder sucht nun Marx im Produktionsprozess. Er erklärt dann die hier vor sich gehende Ausbeutung wie folgt: Die Arbeitskraft ist eine Ware. Der Wert der Waren richtet sich nach den Produktionskosten. Der Unternehmer zahlt ohne Prellerei, also kraft seiner Übermacht, den vollen Wert der Arbeitskraft, wenn er ihre Produktionskosten bezahlt. Die Ware Arbeitskraft hat die Eigentümlichkeit, dass ihr Gebrauchswert größer ist als ihr Tauschwert, d. h. dass der Verbrauch der Arbeitskraft in der Fabrik mehr liefert als das, was sie gekostet hat, also mehr als die Produktionskosten der Arbeitskraft. Der Unterschied der beiden Größen gehört selbstverständlich dem Eigentümer, dem Käufer der Arbeitskraft. Der Mehrwert ist so erklärt.

Auf diesen Sätzen ist das große Werk «Das Kapital» aufgebaut. Wenigstens die ersten zwei Bände sind auf diesen Sätzen aufgebaut. (Dass der dritte Band von Widersprüchen

wimmelt, interessiert uns nicht, da dieser Band in der sozialistischen Politik keine Rolle spielt.) Mit ihnen ist die Forderung der Abschaffung des Privateigentums wissenschaftlich begründet. Wer Marx verstehen will, muss diese Sätze in sich aufnehmen. Wer ihn kritisieren will, muss hier beginnen. Mehr sagt auch Marx nicht zur Begründung seiner Forderung des Kommunismus.

Hier werde ich nun auf einige Widersprüche aufmerksam machen, die die Voraussetzungen dieser Marxschen Lehre als unhaltbar erweisen, womit dann auch der von Marx geführte Beweis erschüttert wird, dass zur Beseitigung der Ausbeutung das Privateigentum abzuschaffen sei. Den positiven Beweis, dass eine ausbeutungsfreie Wirtschaft vollkommen vereinbar ist mit dem Privateigentum und der Privatwirtschaft, werde ich dann weiterhin geben.

Der Ausgangspunkt in der Marxschen Darstellung ist der Satz: «Die Arbeitskraft ist eine Ware». Marx behauptet das. Er hat den Satz aus der volkswirtschaftlichen Literatur seiner Zeit übernommen.

[Der Wert der Arbeitskraft, gleich dem jeder anderen Ware, ist bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit, Soweit sie Wert, repräsentiert die Arbeitskraft selbst nur ein bestimmtes Quantum in ihr vergegenständlichter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit. Der Wert der Arbeitskraft ist der Wert der zur Erhaltung ihres Besitzers notwendigen Lebensmittel. (Diesen schönen Satz hat Marx nicht selbst verbrochen. Er zitiert als Autor Th. Hobbes:: The value or worth of a man, is as of all other things, his price: that is to say, so much as would be given for the use of his power. Marx: Kapital. 4. Aufl.. Bd. I. S. 133.)

Der Besitzer des Geldes und der Besitzer der Arbeitskraft (also der Arbeiter) begegnen sich auf dem Markt und treten in Verhältnis zu einander als ebenbürtige Warenbesitzer, beide also juristisch gleiche Personen sind. Ebenda S. 130.]

Er begründet die Behauptung nicht. Ihre Richtigkeit mochte ihm ohne weiteres einleuchten. Vielleicht stammt der Satz von einem Manne, der seiner Empörung darüber Ausdruck geben wollte, wie sehr der Kapitalismus den Menschen herabwürdigt. Als Ausdruck solcher Empörung kann man ihn auch gelten lassen. Dort aber, wo er, wie bei Marx zum Träger einer schwerwiegenden Theorie erhalten muss, da ist es nötig, seine Richtigkeit genauer zu untersuchen.

Was wäre die Arbeitskraft ohne den Arbeitswillen? Was nützt dem Unternehmer die Arbeitskraft, wenn der Arbeiter sie nicht gebraucht? Und was nützt dem Unternehmer wieder der Arbeitswille, wenn die Arbeitskraft fehlt? Wille und Kraft vereint liefern das Produkt, und auf das Produkt kommt es dem Unternehmer an. Der Unternehmer kauft also nicht die Arbeitskraft, sondern das Arbeitsprodukt. Bei der Anstellung des Arbeiters richtet sich das Angebot des Unternehmers ganz nach den Produkten, die er vom Arbeiter erwartet. Und auch der Arbeiter richtet seine Forderungen nach seinem Arbeitsprodukt.

Der Lohnvertrag ist demnach nichts anderes als ein Kaufvertrag über die Waren, die der

Arbeiter herstellt und dem Unternehmer verkauft. Beim Stücklohn tritt dieses Verhältnis ganz klar zu Tage. Dass die Maschinen, die der Arbeiter benutzt, dem Unternehmer gehören, ändert an diesem Verhältnis nichts. In dieser Beziehung kann man das Verhältnis des Unternehmers zum Arbeiter mit dem eines Pfandleihers vergleichen. Der Unternehmer leiht dem Arbeiter gegen eine Vergütung das Werkzeug und den Rohstoff. Die Höhe dieser Vergütung setzt der allgemeine Wettbewerb der Regel nach auf den Zins des Geldes herab, das der Unternehmer zur Anschaffung seiner Produktionsmittel verausgaben muss. Mehr kann er nicht heraus schlagen, weil der Wettbewerb es ihm nicht gestattet. Und dafür, dass es nicht weniger wird, sorgt auch wieder der allgemeine Wettbewerb, da niemand Geld in ein Unternehmen anlegen wird, das weniger als den Zins des Anlagekapitals verspricht. Es verhält sich hier wie bei der Verpachtung eines Ackers an einen Bauern, nur mit dem Unterschied, dass der Grundbesitzer dem Bauer die Sorge für den Verkauf der auf seinem Acker erzeugten Waren überlässt. Keinem Grundherrn wird es in den Sinn kommen zu sagen, dass er die Arbeitskraft des Bauern gekauft habe.

Der Unternehmer ist ein Kaufmann. Er handelt mit den Rohstoffen, die seine Arbeiter verbrauchen und mit den Erzeugnissen, die die Arbeiter abliefern, besser gesagt, die sie ihm verkaufen.

Die Maschinen sind als Darlehen zu betrachten, die der Unternehmer den Arbeitern macht, deren Zins er im Lohn und Stücklohn abzieht oder verrechnet und die ihm gleichzeitig als Pfand dienen. Wären die Arbeiter allgemein kreditwürdig, so würden die Arbeiter das Geschäft, das der Unternehmer macht, selber machen können. Vorausgesetzt, dass sie auch die dazu nötigen Kenntnisse besäßen – ähnlich wie das die Pachtbauern tun.

Ziehen wir die Folgerungen aus dem eben Gesagten: so viel wie Marx auf dem Satz, dass die Arbeitskraft eine Ware sei, gebaut hat, so viel muss auch mit diesem Satz wieder stürzen.

Marx sagt: Der Wert der Ware Arbeitskraft richtet sich nach ihren Produktionskosten. Diese Folgerung liefert Marx die allgemeine Lohntheorie. Er braucht keine andere, da sie sich aus dem Satz „dass die Arbeitskraft eine Ware sei“, vollkommen logisch ergibt. Treten Widersprüche auf mit den Tatsachen, so muss die Erklärung anderswo gesucht werden, da der Satz, die Arbeitskraft sei eine Ware, als Axiom außerhalb der Kritik steht, und da die Folgerung, dass der Wert sich nach den Produktionskosten richtet, unerschütterlich fest steht. Im dritten Band müht sich Marx auch redlich mit der Klärung der Widersprüche ab.

Aus der Lohntheorie, die Marx aus seinem Axiom, dass die Arbeitskraft eine Ware sei, zieht, ergibt sich, wiederum mit vollkommener Logik, die allgemeine Kapitaltheorie, die Erklärung für die allgemein anerkannte Ausbeutung. Er sagt: Der Unternehmer kauft die Ware Arbeitskraft zu ihrem vollen Wert, also ohne Prellerei. Er kauft sie aber nicht wegen ihres Tauschwertes, also nicht als Kaufmann. Er kauft sie als Konsument, um sie zu

verbrauchen. Die Ware Arbeitskraft hat aber die Eigentümlichkeit, dass ihr Gebrauchswert größer ist als ihr Tauschwert, d. h., dass der Verbrauch der Ware Arbeitskraft ein Produkt ist, das größer ist als die Produktionskosten dieser Kraft, größer also als der Lohn. Der Unterschied ist der Mehrwert. Die Kapitaltheorie ist fertig.

Als Käufer für die Ware Arbeitskraft kommt natürlich nur ein Konsument dieser Ware in Betracht und konsumieren lässt sich diese eigentümliche Ware nur mit Hilfe der Produktionsmittel. Der Besitz der Produktionsmittel gibt dem Unternehmer die Möglichkeit, den Unterschied, der zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert der Ware Arbeitskraft liegt, für sich zu beanspruchen. So ist auch der Beweis erbracht, dass die Ausbeutung des Menschen allgemein zurückzuführen ist auf das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Der Sozialist, der die Ausbeutung beseitigt wissen will, hat keine andere Möglichkeit, als ja und Amen zu der Forderung zu sagen, wonach die Produktionsmittel verstaatlicht werden müssen.

So folgt aus dem Satz, dass die Arbeitskraft eine Ware sei, zwangsläufig die Forderung nach dem Kommunismus. Mit dem Nachweis, dass nicht die Arbeitskraft, sondern das Arbeitsprodukt Gegenstand des Lohnvertrages ist, ergibt sich für den Sozialisten die Notwendigkeit, sich nach allen Richtungen hin neu zu orientieren. Theoretisch, wirtschaftlich und politisch. Er steht vor der Notwendigkeit, eine neue Lohntheorie, eine neue Kapitaltheorie, eine neue sozialpolitische Bewertung des Privateigentums an den Produktionsmitteln herbeizuschaffen. Denn alles, was er in diesen Beziehungen bisher gesagt und geglaubt hat, ist nicht mehr theoretisch begründet. Der wissenschaftliche Sozialismus steht und fällt mit der Behauptung, dass die Arbeitskraft eine Ware sei.

–

Die Freigeldlehre geht ebenfalls bei ihren Untersuchungen über die Natur des Kapitals von der Marxschen Formel des Tausches aus.  $G-W-G'$ , d. h. Geld-Ware-Mehrgeld. Sie setzt aber nicht, wie Marx es tut, kritiklos voraus, dass das Geld ein vollkommenes Äquivalent der Waren sei, sondern findet in der von Marx selbst formulierten allgemeinen Gestaltung des Tausches den Beweis, dass das Geld mehr ist als ein Äquivalent. Die Marxsche Formel  $G-W-G'$  ist für sie unmittelbarer Beweis, dass das Geld ein selbständiges Kapital ist, dass das  $G'$  nicht Produkt einer ewig wiederholten Prellerei ist, sondern Ergebnis einer Überlegenheit des Geldbesitzers über den Warenbesitzer, also Produkt eines wirtschaftlichen Machtfaktors.

Die Freigeldlehre hat sich aber nicht damit begnügt, das  $G'$  als Beweis für die Kapitalnatur des Geldes hinzustellen, sondern hat auch die Frage beantwortet, warum das Geld den Waren als Kapital gegenüber treten kann.

Sie gibt darüber folgende Erklärung: Die Ware ist ihrem Verfertiger oder ihrem Besitzer direkt nutzlos. Um Nutzen aus ihr zu ziehen, muss die Ware getauscht werden. Dazu müssen sich die Warenbesitzer, durch die Lage der Dinge gezwungen, des Geldes als Tauschmittel bedienen. Der Preis, den der Warenbesitzer erhält, wird souverän durch Nachfrage und Angebot bestimmt. Unter Nachfrage ist das angebotene Geld und unter Angebot die angebotene Ware zu verstehen.

Der Preis ist als Bruch anzusehen, wo der Zähler durch das Geld, der Nenner durch die Ware dargestellt ist.  $\text{Geld} / \text{Ware} = \text{Preis}$ .

Wird der Zähler (Geld) verkleinert, so fallen die Preise. Wird der Zähler vergrößert, so steigen die Preise. Und umgekehrt verhält es sich beim Nenner.

Hier ist nun zu beachten, dass das Angebot des Geldes, sofern wir hier nur an die eigentlichen Geldleute denken, an die Bankiers, an die Rentner, an die Spekulanten, wie auch an die Sparer, eine vollkommen willkürliche Sache ist. Wer über seine unmittelbaren Warenbedürfnisse hinaus noch Geld übrig hat, der kann damit vollkommen frei schalten. Er kann es hamstern. Er kann es auf die Bank bringen und es dort unberührt liegen lassen. Zwar verliert er dann den Zins. Das sind bei einem regulären Depositenzins von 4% für den Monat etwa 30 Pfennig auf 100 Mark. Betrachten wir diesen Verlust als einen Druck, dem der Geldbesitzer unterliegt, so können wir diesen Druck mit der eben angegebenen Zahl messen, also einem Druck von etwa einem Pfennig im Tage für je 100 Mark. Wohl gemerkt, der Geldbesitzer hat keinen Substanzverlust an seinem Geldvorrat zu verzeichnen, sondern beklagt nur einen ihm entgangenen Gewinn. Wer einen Geldschatz unter einem Apfelbaum vergräbt, der findet seinen Schatz nach Jahr und Tag unversehrt wieder. Bedenken wir hier noch, dass alles Geld, auch das Lohngeld des Unternehmers, in der Regel aus den Banken und Sparkassen kommt, so können wir sagen, dass das in Umlauf befindliche Geld durchwegs unter einem Druck von einem Pfennig für je 100 Mark und Tag steht.

Vergleichen wir nun hiermit den Nenner des Bruches, das Warenangebot. Betrachten wir die Waren, Artikel für Artikel. Betreten wir einen Markt, einen Laden, ein Kaufhaus, einen Hafensplatz, einen Eisenbahnschuppen, einen Güterzug. Alle diese Waren haben ihre bestimmten Eigentümer. Und alle diese Eigentümer haben Sorgen, Sorgen um ihre Waren. Ob sie nicht gestohlen werden, ob es nicht regnet, ob es nicht frieren wird, ob die Sonne nicht darauf brennt. Vielleicht werden sie von Motten angegriffen. Wie leicht kann so ein Schuppen auch abbrennen. Der Hagel kann die Fensterscheiben zerschlagen und dann sind die Seidenstoffe dem Regen ausgesetzt. Der Staub schadet auch manchen Waren. Der Wechsel der Mode spielt eine Rolle. Das Vieh ist den Seuchen ausgesetzt. Auf der Jagd nach der Maus wirft die Katze das Porzellan um: Scherben. Schließen wir Geld in einen Schrank ein, so ist das Geld nach Jahr und Tag noch vollzählig da. Der Besitzer des Geldes hat einen Gewinnverlust von 1 Pfennig für den Tag und 100 Mark. So hatten wir es eben ausgerechnet. Schließt ein Bankier sein Geschäft, so ist sein Gewinnverlust ebenso zu bemessen.

Aber wie geht es dem Besitzer eines Warenhauses, der etwa auf den tollen Gedanken käme, es ebenso wie der Bankier zu machen und sein Warenhaus eines Angestelltenstreiks wegen für ein Jahr verschlossen? Wie viel müsste er wohl auf Konto der Diebe, des Rostes, der Motten, der Fäulnis, des Bruches, des Modenwechsels usw. von seinem Kapital abschreiben? Wenn er dazu noch die Miete des Geschäftshauses, die Feuerversicherung rechnet? Wie viel beträgt das Lagergeld auf der Bahn? Was geschieht mit den Zeitungen, mit den Kartoffeln, die vergessen wurden?

Es gibt Leute, die hamstern jetzt schon Gold für den nächsten Krieg. Wie viele gibt es, die für denselben Zweck heute Eier, Butter, Schuhe und Salat hamstern? Also wie viel muss der Besitzer des Kaufhauses von seinem Kapital abschreiben, wenn er es nur um ein Jahr verschließen wollte? Sind etwa 50% zu viel, so sind sicherlich 20% zu wenig. Doch rechnen wir hier nur mit 15 oder gar mit nur 10% und dann vergleichen wir die Lage der beiden Personen, des Geldhamsterers und des Warenhamsterers! Jener hat einen Gewinnverlust von 5%, dieser hat den gleichen Gewinnverlust und dazu noch den Substanzverlust. Den Gewinnverlust des Geldbesitzers berechneten wir mit einem Druck von 1 Pfennig pro Tag und 100 Mark, Den Substanzverlust beim Warenbesitzer aber müssen wir mit einem Druck von 3 Pfennig pro Tag und 100 Mark berechnen.

Das heißt also: die Nachfrage auf dem Markte sucht durch den Tausch einem Druck von einem Pfennig auszuweichen. Das Angebot sucht einem Druck von dreifacher Stärke zu entgehen. Wenn der Handel nicht zustande kommt, so muss der Warenbesitzer mit dem dreifachen Schaden rechnen, den der Geldbesitzer erleidet. Wer ist unter solchen Verhältnissen der Gefügigere? Wer ist zu Ermäßigungen bei seinen Forderungen am geeignetsten?

Es ist also ganz klar, dass es sich hier nicht um volle Äquivalente handelt, dass der Geldbesitzer aller Regel nach vom Warenbesitzer eine besondere Vergütung dafür fordern kann, dass er darauf verzichtet, dem Besitzer der Ware durch Verschleppung des Handels

einen direkten Substanzverlust zu verursachen.

Wie viel diese Vergütung in jedem Einzelfall beträgt, kann natürlich nicht festgestellt werden. Die Vergütung geht stillschweigend mit in den Preis über. Die Erfahrung zeigt aber, dass die Kaufleute das im Geschäft angelegte Geld aller Regel nach mit 5% im Jahre verzinsen können. Diese 5% sind die Summe der während eines Jahres beim Einkauf der Waren auf Grund der kaufmännischen Überlegenheit des Geldes gemachten Abstriche. Wenn das Geld kein Kapital an sich wäre, dann wäre es auch den Kaufleuten unmöglich gemacht, das Anlagekapital zu verzinsen. Von wem würden sie dann den Zins erheben können? Im Tauschhandel gibt es keinen Zins. Wenn beim Tausch beide mit Zins rechnen, dann würden sich ja die Zinsrechnungen gegenseitig aufheben.

Das Rätsel, das in der Marxschen Formel des Handels steckt, G-W-G', das Marx nicht lösen konnte und das ihn dann zwang, den verzweifelten Versuch zu machen, das G' fern vom Markte im Produktionsprozess zu suchen, dieses Rätsel wäre also gelöst. Das Geld ist als selbständiges Kapital entlarvt. Es ist kein vollkommenes Äquivalent. Es ist mehr. Und dieses Mehr schafft den Mehrwert.

Mit dieser Lösung des Rätsels finden nun alle Erscheinungen in der kapitalistischen Wirtschaft eine außerordentlich einfache und einleuchtende Lösung. Wir brauchen jetzt keine drei dicken Bände mehr, um diese Erscheinungen zu erklären.

Mit der Entdeckung der Kapitalnatur des Geldes findet ein allgemeiner Rollenwechsel statt. Der Zins des Handelskapitals richtet sich nun nicht mehr nach dem Zins des Produktionskapitals. Umgekehrt: der Zins aller Kapitalien richtet sich nach dem Zins des Geldkapitals. Hier braucht dann nichts mehr vergewaltigt zu werden. Die Überlegenheit des Geldes ist eine feste Größe. So ist also auch der Ertrag dieser Überlegenheit eine feste Größe. Die auffallende Erscheinung, die bis dahin niemand zu erklären vermochte, nämlich, dass der Zins seit Jahrtausenden immer auf demselben Stand geblieben war, ist erklärt.

Wenn das Geld ein Kapital an sich ist, dann versteht es sich auch von selbst, dass niemand sein Geld in Häuser und in Industrieanlagen festlegen wird, wenn er von diesen Anlagen nicht denselben Zins erwarten kann, den das Geld im Handel abwirft. So schafft der Zins des Geldes die uralte, bis dahin völlig rätselhafte Rentabilitätsgrenze, die seit Bestehen der Geldwirtschaft noch niemals von einem Unternehmer unterschritten wurde. Was den Zins des Geldes nicht einträgt, bleibt ungeboren. Kann der Bauunternehmer der Hypothekenbank nicht nachweisen, dass sein geplantes Mietshaus die 5% Zins abwerfen wird, so schlägt ihm der Bankier die Tür des Geldschrankes vor der Nase zu. Kein Zins, kein Geld, heißt es hier. Geht der Mietzins der Häuser als Folge einer regeren Bautätigkeit unter das „Normale“, d. h. unter 5% herunter, so heißt es: Stopp! Wir haben zu viel gebaut! Wir müssen warten, bis der Zins der Häuser wieder die «normale» Höhe erreicht. Dann kann wieder gebaut werden. Und so mit allen Kapitalanlagen: mit den Schiffen, Eisenbahnen, Bodenverbesserungen, Gartenanlagen, Theatern. Das Geld sperrt alle

Arbeiter aus, die ihm die 5% nicht bewilligen wollen. Das Geld streikt. Und niemals seit der Einführung unseres herkömmlichen Geldes hat das Geld solchen Streik verloren. Wer sein Geld in ein kapitalistisches Unternehmen anlegt, erhält sozusagen einen Garantieschein vom Geld ausgestellt, dass niemand ihm unter 5% Konkurrenz machen wird. Seit 6000 Jahren ist das so gewesen, so dass es als eine Selbstverständlichkeit gilt und niemand mehr danach fragte, warum das so ist.

–

Mit der Entdeckung der Kapitalnatur des Geldes und mit der Erklärung der Natur dieses Kapitals tritt für den Sozialisten, der die Ausbeutung bekämpfen will, die Frage auf, ob es nicht möglich ist, ein Geld zu schaffen, das den Waren nicht überlegen ist und das sich diesen gegenüber darum auch nicht als Kapital erweisen kann.

Mit dieser Frage betreten wir das Forschungsgebiet des französischen Sozialisten P. J. Proudhon. Proudhon ist der erste gewesen, der die Kapitalnatur des Geldes feststellte, wenn er auch die Natur dieses Kapitals nicht durchschaut hat. Letzteres geht klar aus seinen Vorschlägen zur Bekämpfung des Geldkapitals hervor, die in der Forderung gipfeln, die Ware auf die Rangstufe des Geldes zu erheben.

Wenn er die Natur, den Grund der Überlegenheit des Geldes erkannt hätte, dann hätte er unmöglich eine solche Forderung stellen können. Immerhin zeigen seine Aussprüche ganz klar, dass es für ihn keinen Zweifel darüber gab, das Geld sei ein Kapital. Er suchte den Schlüssel zur Erklärung der Marxschen Formel des allgemeinen Warentausches Geld-Ware-Mehrgeld darum auch im Tausch der Waren gegen Geld. Dort und nicht anderswo musste der Schlüssel zu dem Rätsel gefunden werden. Die Marxsche Theorie des Kapitals hat er darum glatt, als außerhalb jeder Diskussion stehend, abgelehnt. Die von seinem Standpunkt angestellten Betrachtungen über die Natur des Realkapitals, also der Fabriken, der Produktionsmittel, der Mietwohnungen usw., mussten bei ihm die Überzeugung bis zur Evidenz steigern, dass die Wurzeln des Kapitalismus im Geld stecken. Hier durchschaute er die Dinge mit absoluter Klarheit.

Es war für ihn außer Zweifel, dass, wenn vom Geld her keine Hemmungen einträten, dass dann die Akkumulation der Produktionsmittel bis zum Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Kapitalmarkt, also bis zur völligen Unterdrückung des Kapitalzinses, vor sich gehen müsste. Der Kapitalismus war ihm eine Nebenerscheinung des herkömmlichen Geldwesens. Die Natur der Dinge, die Natur des Menschen und seiner Technik, die Natur der Wirtschaftsordnung war direkt gegen den Kapitalismus gerichtet. Wenn sie sich nicht in dieser Richtung voll auswirken konnte, so lag das an den Mängeln, an organischen Fehlern des Geldes, desselben Geldes, das wir ungeprüft und unverändert von den Römern, den Griechen, von Hammurabi übernommen haben. Ungeprüft!

70 – 80 Jahre sind es her, dass Proudhon dem Kapital auf die Spur gekommen war. Von der vollkommenen Lösung des uralten Problems trennte ihn nur noch ein Schritt. Er brauchte nur vor die Frage gestellt zu werden, warum denn das Geld den Waren überlegen ist. Dann hätte die Antwort darauf auch gleich die weitere sozialistische Frage beantwortet, wie man dem Geld den Giftzahn ausbrechen kann. Und die Antwort darauf wäre dann einfach Sache der Techniker gewesen, die für solche Probleme immer die Lösung finden. Proudhon hat keinen solchen Fragesteller, keinen äquivalenten Mitarbeiter gefunden. Er war auf sich selbst angewiesen. Marx war in die eigene Formulierung des Kapitals verliebt. Er konnte sich in die Gedankengänge Proudhons nicht hineinfinden. Er bekämpfte ihn.



Durch die Tagespolitik wurde Proudhon von der wissenschaftlichen Ausarbeitung seiner Erkenntnisse abgelenkt. Er nahm diese Erkenntnisse mit ins Grab. Die Bücher, die er hinterließ, waren bei den Kapitalisten verpönt und bei den Sozialisten durch Marx diskreditiert worden. Nur die Anarchisten hatten ihn nicht vergessen. Sie interessierten sich aber für andere Gedankengänge Proudhons. So blieb die Proudhonsche Lehre vom Kapital so gut wie unbeachtet, trotz den Bemühungen Gustav Landauers, Marx beherrschte das Feld.

Die Fragen, die Proudhon offen ließ, die hat die Freigeldlehre beantwortet. Das Geld ist Kapital, weil sein Angebot nicht dem gleichen Drucke ausgesetzt ist, wie das Angebot von Waren. Bei der Preisbildung kann dieser Umstand von den Geldbesitzern ausgebeutet werden, nach der allgemeinen Handelsformel Geld, Ware, Mehrgeld.

Wenn wir darum das Geld so gestalten, dass der Druck, unter dem das Warenangebot steht, auch auf das Geldangebot übertragen wird, so fällt die Übermacht des Geldes dahin. Dann ist der Tatbestand da, den Marx bei seiner Untersuchung bereits als gegeben voraussetzte. Wenn das Geld im Besitze des Kaufmannes, des Bankiers, des Sparerers, der Spekulanten ebenso schnell verdirbt wie die Ware verdirbt, wenn der Besitz des Geldes mit denselben Unkosten verknüpft ist wie der Besitz von Waren, wenn der Geldbesitzer mit einem Substanzverlust zu rechnen hat, der proportional der Zeit wächst, die das Geld in seinem Besitze verbleibt, dann sind Geld und Ware äquivalent und dann wird es undenkbar, dass der Besitzer des Geldes dem Besitzer der Waren einen besonderen Abzug dafür machen kann, dass er darauf verzichtet, den Handel auf die lange Bank zu ziehen. Denn dann würde ja der Schaden, der den Warenbesitzer für eine Preisermäßigung müde machen soll, in gleicher Stärke den Geldbesitzer treffen.

Diesen Gedanken setzt das Freigeld in die Tat um. Wenn Proudhon lebte, so würde er sagen: ihr habt meinen Gedanken umgekehrt. Ich wollte die Ware auf die Rangstufe des baren Geldes erheben. Ware und Geld sollten vollkommene Äquivalente dadurch werden, dass ich den Waren all die guten Eigenschaften verlieh, die das Gold besitzt. Das gelang mir nicht und konnte mir auch nicht gelingen, denn wie könnte man dem Stroh, den Lumpen, dem Petroleum, Eigenschaften verleihen, die es bedingen würden, dass der Sparer sagt: es ist mir einerlei, ob ich Gold besitze oder Lumpen, Petroleum, Rindshäute, Kartoffeln usw. Durch die Hände der Sparer geht aber alles Geld. Im Laufe eines Jahres würde alles Geld des Landes in den Kassen der Sparer verschwinden, wenn sie es nicht wieder, vom Zins angelockt, den ich ja beseitigt sehen will, dem Verkehr zurückgäben. An die Verwendung des baren Geldes als Sparmittel hatte ich nicht gedacht. Es ist klar, dass, wenn ich meinen Gedanken zur Ausführung bringen will, das Geld auch als Sparmittel den Waren gleichgestellt werden muss. Das heißt, das Geld muss körperlich vom Sparmittel getrennt werden.

[Wenn Dühring das Metallgeld beibehalten will, so kann er nicht verhindern, dass die einen sich einen kleinen Geldschatz zurücklegen, während die anderen mit dem gezahlten Lohne nicht auskommen . . . Hiermit sind alle Bedingungen gegeben, ... einerseits zur Schatzbildung,

andererseits zur Verschuldung . . . Alle Gesetze und Verwaltungsnormen der Welt sind ebenso ohnmächtig dagegen wie gegen das Einmaleins oder gegen die chemische Zersetzung des Wassers. Und da der Schatzbildner in der Lage ist, von Bedürftigen Zinsen zu erzwingen, so ist mit dem als Geld fungierenden Metallgeld auch der Zinswucher wiederhergestellt, ... Die Wucherer verwandeln sich in Händler mit dem Zirkulationsmittel, in Bankiers, in Beherrscher des Zirkulationsmittels und des Weltgeldes, damit in Beherrscher der Produktion und damit in Beherrscher der Produktionsmittel, mögen diese auch noch jahrelang dem Namen nach als Eigentum der Wirtschafts- und Handelskommune figurieren, – Aus Friedrich Engels „Anti-Dühring“.]

Dies ist nun mit eurem Freigeld geschehen. Ihr habt die Ware nicht auf die Rangstufe des Geldes gehoben, sondern umgekehrt habt ihr das Geld auf die Rangstufe der Ware herabgesetzt. Das war ein glücklicher Gedanke. Er ist praktisch durchführbar. Das Geld kann man nach Wunsch gestalten. Das Ziel meiner Bestrebungen ist erreicht. Das Freigeld ist so schlecht wie die Ware. Nun erst sind Ware und Geld wirklich äquivalent.

So würde sich Proudhon ausgedrückt haben. Mit dem Freigeld sind alle Vorzüge des Geldes, die Überlegenheit des Geldes über die Ware beseitigt. Damit muss natürlich alles fallen, was mit dieser Überlegenheit zusammenhing. Und das ist nichts mehr oder weniger als der Kapitalismus, soweit dieser nicht mit dem Privateigentum an Boden verknüpft ist.

Aus der Ware kann der Geldbesitzer keinen Zins mehr schlagen, denn, wenn Äquivalente getauscht werden, wer soll dann den Zins zahlen? Ebenso gut könnte man erwarten, dass die Ware das Geld mit Zins besteuert. Das Freigeld ist also kein Kapital an sich mehr.

So gibt es also auch keine Rentabilitätsgrenze mehr für die Kapitalakkumulation. Diese Grenze war gegeben durch den jährlichen Ertrag, den das Geld in seiner Funktion als Tauschmittel abwarf. Sie stand da seit 6000 Jahren und niemals war sie durchbrochen worden. Jetzt ist durch das Freigeld zum ersten Male seit Hamurabi eine Bresche in diese Rentabilitätsgrenze gelegt.

Das Freigeld kennt keine untere Rentabilitätsgrenze; es ist ja kein selbständiges Kapital mehr. Wenn die Rentabilität der Kapitalanlagen sinkt, etwa infolge besonders angestrenzter Arbeit, da kann das Geld nicht mehr sagen: ihr Unternehmer und Arbeiter habt durch eure ungezügeltere Arbeitswut das reale Kapital, die Produktionsmittel, die Wohnungen und so weiter derart vermehrt, dass ihr Zinsertrag unter die «normale» Grenze, die Rentabilitätsgrenze, gesunken ist. Ich streike; Schluss mit dieser Baupest. Nein, solches kann das Freigeld nicht sagen. Es kann nicht streiken; es steht ja unter Druck. Es trägt den Streikbrecher in sich. Damit es nicht streiken kann, darum wurde dieser Druck erfunden. Und der Druck erfüllt seinen Zweck.

Das Freigeld mahnt unausgesetzt seine Besitzer daran, dass das Geld als Tauschmittel geschaffen wurde. Es stellt seine Besitzer vor die Wahl, entweder sich mit einem geringeren Zins zu begnügen, oder aber mit einem Verlust an der Substanz des Geldes

vorlieb zu nehmen. Wenn also etwa ein Unternehmer an den Hypothekbankier herantritt mit den Worten: Wir haben in den letzten Jahren sehr viel gebaut. Der Mietzins geht abwärts. Statt 5% netto bringen die Wohnungen jetzt nur mehr 4% ein. Ich habe hier einen neuen Plan für eine Mietskaserne und wünsche von Ihnen, dass Sie aus Rücksicht auf den erwähnten Rückgang der Mieten mir den Hypothekenzins entsprechend herabsetzen – dann wird der Freigeldbankier dem Unternehmer, wie es heute in solchen Fällen geschieht, die Tür des Geldschrankes nicht mehr vor der Nase zuschlagen und sagen: Ich werde mit meinem Geld warten, bis dass der Zins der Wohnungen wieder auf den normalen Stand, bis an die alte Rentabilitätsgrenze gestiegen ist! Nein, er wird sich hüten, solches zu sagen. Ist er nicht zu sehr zugeknöpft, dann wird er etwa folgendes antworten; „Lieber Herr, die Zeiten sind vorbei, wo wir von einer ehernen Rentabilitätsgrenze reden konnten. Was soll ich mit diesem Geld anfangen, wenn Sie es mir nicht abnehmen? Ich stehe unter Druck. Ich muss jetzt das Geld unter allen Umständen und zu jedem Zinsfuß abgeben. Können Sie keine 5% mehr aus den Mietskasernen herauswirtschaften, weil zu viel gebaut wurde, nun, dann liefere ich es Ihnen zu 4%. Ich sehe aber schon die Zeit kommen, wo Sie mir sagen werden: „Ich kann auch keine 4% zahlen. Wir haben jetzt ununterbrochen gearbeitet und der Wohnzins geht ebenso ununterbrochen herab. Sie müssen mir schon das Geld zu 3% geben.“ Und dann werde ich Ihnen antworten: Ich gebe Ihnen das Geld sogar zu 2,5%, wenn Sie größere Summen abnehmen können. Denn schauen Sie: in demselben Verhältnis wie die Mieten als Folge ihrer unausgesetzten Tätigkeit heruntergehen, kann das Publikum jetzt mehr Geld sparen, und dieses Geld bringen sie mir. Meine Kasseneingänge sind im gleichen Verhältnis zum Rückgang des Zinses und der Mieten gestiegen. Ich stehe unter dem Drucke des Freigeldes und der wachsenden Kassenbestände und muss für Absatz sorgen. Darum wiederhole ich das eben gemachte Angebot zu 2,5% (bzw. zu 2, 1, 0%).“

Was hier vom Häuserkapital gesagt wurde, gilt selbstverständlich für alle Kapitalgegenstände, für den Kapitalismus in seiner ganzen Breite und Tiefe. Mit alleiniger Ausnahme des Bodens und der unterirdischen Schätze ist alles, was der Arbeiter zum Leben und zur Arbeit gebraucht, unter den Zins drückenden Einfluss des Freigeldes gestellt worden. Nichts kann sich diesem Einfluss entziehen. Keine Macht, kein Kapitalist kann sich der Folgen der jetzt entfesselten freien Arbeit erwehren. Die freie Arbeit schafft dem Kapitalisten immer neue Konkurrenten. Das Meer von Kapital überflutet die alte Rentabilitätsgrenze. Der Zins wird in einem Meer von neuem Kapital ersäuft.

Die Rentabilitätsforderung des Kapitals hieß 5%. Jenseits dieser 5% erstreckte sich das weite Gebiet der Krise, das Manöverfeld der Arbeitslosenbataillone, die Wüste, in der ungezählte Millionen von arbeitswilligen Menschen verhungerten und verdursteten. Und zwar war es keine gewöhnliche Wüste, wo den Verdurstenden am weiten Horizont in Fatahmorganaspiegelung Alpen, Seen und Ströme vorgetäuscht werden! Nein: eine Thantaluswüste war es, wo in handgreiflicher Nähe vor den hungernden Massen die Lebensmittel in appetitlichster Aufmachung ausgebreitet waren. Sie konnten sie nicht erreichen, weil es sich um Überproduktion handelte. In dieser Wüste, unter Thantalusqualen, nahmen die revolutionären Geister den Rachegeist auf, den Geist, der

die Ausbeuter und Ausgebeuteten zusammen in den Abgrund reißt.

–

Die Beseitigung der Ausbeutung durch den Mehrwert ist das eigentliche Ziel des Sozialismus. Dieses Ziel erreichen wir selbstverständlich, wenn wir die Ursachen des Kapitalismus beseitigen. Wir haben gesehen, dass wir diese Ursache darin suchen müssen, dass das herkömmliche Geld, weil es ein Kapital an sich ist, der Produktion und Akkumulation von Kapital eine Grenze zieht, die Rentabilitätsgrenze. Und wir haben gesehen, wie das Freigeld, das kein Kapital an sich ist, diese Grenze durchstößt und schleift.

Aber die Wünsche der Sozialisten gehen weiter. Sie wollen auch noch von der Plage der Krisen und der sie begleitenden Arbeitslosigkeit befreit werden. Für den, den es trifft, ist die Arbeitslosigkeit unmittelbar sogar noch schlimmer als die Ausbeutung durch das Kapital. Manche Arbeiter, ja alle ohne Ausnahmen wären bereit, den Kapitalisten den verlangten Mehrwert in der vollen Höhe der Rentabilitätsgrenze weiter zu zahlen, wenn sie sich vor der Arbeitslosigkeit schützen könnten.

Die Wirtschaftskrisen sind auf zwei Ursachen zurückzuführen, die beide vom Geld ausgehen. Die eine ist der Rückgang der Preise, die andere der Rückgang des Kapitalertrages unter die Rentabilitätsgrenze.

Wie der Rückgang der Warenpreise die Krise erzeugt, das können die, die den Zusammenhang von Preisrückgang und Krise noch nicht kannten, jetzt im größten Maßstabe beobachten. Überall, wo heute auf Preisabbau hingearbeitet wird, in England und in Amerika, herrscht die Krise, und zwar in einer noch nie erlebten Stärke. (Geschrieben 1922!)

In Deutschland, wo die Wirtschaft stärker als irgendwo anders durch den Krieg getroffen wurde, und wo es darum für krisenhafte Zustände so viele Erklärungen geben würde, da hat es noch nie so wenig Arbeitslose gegeben wie heute. Nur eine kurze Zeitspanne von wenigen Monaten gab es im Jahre 1920, wo man einen Preisrückgang und Preisabbau „erhoffte“, und wo es auch hier zu einer bedenklichen Stockung kam. Sie verschwand aber gleich, als die Arbeitslosen-Unterstützungen eine stärkere Anspannung der Notenpresse veranlasste und es allen Kaufleuten klar wurde, dass für deutsche Verhältnisse der Preisabbau ein utopischer Gedanke war.

Diese Erfahrungen haben dem Volk eine Erkenntnis gebracht. Heute lacht man in Deutschland nicht mehr, wenn jemand den Grund der Arbeitslosigkeit und der Krise in den Manipulationen der Notenbanken, in den Unzulänglichkeiten der Goldwährung sucht.

Vor dem Kriege war es anders. Wie oft sind die Vertreter der Freigeldlehre von Marxisten ausgelacht worden, wenn sie sagten: ihr erfreut euch jetzt der Wohltaten der Hochkonjunktur, die Arbeitslosenbataillone lösen sich auf, weil die afrikanischen Goldfunde die Preise hochgetrieben haben. Oder; ihr habt keine Arbeit, weil die Preise fallen. Sie hätten ja alle so gerne die Besserung ihrer proletarischen Lebenslage, der Politik ihrer Gewerkschaften zugeschrieben und die Verschlechterung als eine notwendige

Folge des Privateigentums an den Produktionsmitteln ausgegeben. Dass die Währung, die Entwicklung des Warenpreisindexes solche Folgen haben könnte, das kann ja auch der, der das Gold (oder das ihm nachgeäffte Papiergeld) für nichts anderes als ein einfaches Äquivalent der Waren, mit Einschluss der Arbeitskraft betrachtet, niemals zugeben. Noch viel weniger kann er die Krise in Zusammenhang mit dem Geld bringen, wenn er mit Marx behauptet: „Dass nun, obschon Gold und Silber nicht von Natur aus Geld, Geld aber von Natur Gold und Silber ist, beweist die Kongruenz seiner Natureigenschaften mit denen seiner Funktionen als Tauschmittel.“ [Marx, Kapital, Bd. 1.] Wer könnte auch diesen Marxschen Satz beanstanden, ohne dann auch gleich zugeben zu müssen, dass an der Marxschen Kapitaltheorie nicht alles in Ordnung sein kann; denn dieser Satz, eine Apotheose der Goldwährung, steht ja auf allen Vieren in Übereinstimmung mit grundlegenden Voraussetzungen der Marxschen Kapitaltheorie.

Die Ereignisse der letzten Jahre auf dem Geldmarkt haben viele Sozialisten bereits stutzig gemacht. Man beginnt einzusehen, dass die vollkommene Vernachlässigung der Währungsfrage in der sozialistischen Literatur ein schwerer Mangel war, der sich jetzt, wo alle Welt von Währung, Valuta, Wechselkurse etwas verstehen möchte, bitter rächt. In den Konferenzen, die in Brüssel, in Genua abgehalten wurden, und wo die Währungsfrage als die wichtigste Frage bezeichnet wurde, da ist die sozialistische Richtung ohne Vertretung geblieben. In der ganzen gewaltigen Millionenpartei ist nicht ein Mensch anzutreffen, der in der Währungsfrage beschlagen ist. (Geschrieben 1922.) Das hat dazu geführt, dass die Sozialisten die wichtigsten, wirklich entscheidenden Posten in der Regierung an die anderen Parteien abtreten mussten und sie sich nur mit Posten begnügen mussten, die auf das, worauf es in erster Linie ankommt, nur sehr mittelbar von Einfluss sind.

Nun, vielleicht wird es jetzt in dieser Beziehung besser werden. Aber man vergesse nicht, dass jede Erkenntnis, die sich die Sozialisten auf diesem Gebiete aneignen werden, an der Marxschen Kapitaltheorie nagen wird. Und weiter, dass mit dem völligen Sturz dieser Theorie dann gerechnet werden muss. Das bedeutet dann, dass es notwendig wird, die sozialistische Aktionspolitik vollkommen neu zu orientieren. Wenn im Parteitag die Frage gestellt wird, ob die Marxsche Annahme, dass das Geld kein selbständiges Kapital sei, richtig oder falsch ist, und diese Frage verneint wird, dann schwenkt die Sozialdemokratie entweder links ein in die freiwirtschaftliche Bewegung, oder sie zerfällt in Atome, eine Beute der Wölfe und Demagogen. Denn dann ist die Forderung wissenschaftlich nicht mehr begründet, dass das Privateigentum abzuschaffen sei, um die Ausbeutung beseitigen zu können.

Die Erfahrungen der letzten Zeit haben vielen Sozialisten etwas offenbart, was in ihrer Literatur nirgends berührt wird. Sie haben im Geld ungeahnte Kräfte entdeckt, urgewaltige Kräfte, die je nachdem Unheil oder Heil stiften können. Nicht nur haben sie erkannt, dass mit Hilfe der Notenpresse, durch die Inflationspolitik alle durch Streik oder sonst wie erlangten Lohnaufbesserungen immer wieder, so von hinten herum, zunichte gemacht werden können. Sie haben erkannt, dass, so lange die Notenpresse nicht unter Aufsicht der Gewerkschaften steht, jede Tarifpolitik nutzlos wird. Sie haben aber auch gesehen,

dass mit Hilfe derselben Notenpresse dem Proletariat die Notgroschen, die es auf die Sparkasse gebracht hatte (es waren vor dem Kriege etwa 18 Milliarden Goldmark), bis auf den schäbigen Rest von kaum 2% von der Notenpresse ohne Gewaltanwendung bolschewikiert worden sind. Sie haben ferner gesehen, dass mit Hilfe der Notenpresse den deutschen Gläubigern, den Besitzern der Hypothekenbriefe, der Staatspapiere, der Obligationen usw. ein Vermögen von mehr als 150 Milliarden Goldmark expropriert wurde. Kein Marxist hatte eine Ahnung von solcher Expropriationskraft des Geldes, der Notenpresse. Denn sonst wäre doch schon einmal der Vorschlag gemacht worden, durch Eroberung der Notenpresse die Expropriation der Expropriateure etwas zu beschleunigen.

Weiter haben sie erkannt, dass man mit Hilfe der Notenpresse nach Belieben alle Arbeiterreservebataillone auflösen, wie dass man mit dem Notenverbrennungsofen zum Zwecke des Lohndruckes Aussperrungen automatisch herbeiführen kann, wie z. B. jetzt in Amerika, wo 5.000.000 Mann seit Jahr und Tag arbeitslos herumlungern, ohne dass die Unternehmer das Odium der gewöhnlichen Aussperrung auf sich zu nehmen brauchen. Man hat dort die Unwissenheit der Sozialisten heimtückisch dazu benutzt, sich selbst in die lächerliche Lage des Arbeiters zu versetzen, der im Interesse der Unternehmer alles das tut, was dazu führen muss, den eigenen Lohn herabzudrücken, nämlich die Unterstützung der Preisabbaupolitik, die wohl noch heute in vielen Ländern auf dem Programm der marxistisch orientierten Parteien steht. In Amerika, in England, in der Schweiz, in Japan.

Die sich in den eben erwähnten Erscheinungen offenbarenden Kräfte des Geldes lassen sich unmöglich mit der Marxschen Theorie des Geldes vereinen. Infolgedessen auch nicht mit seiner Theorie des Lohnes, des Kapitals, der Krise, überhaupt mit keiner marxistischen Theorie der Güterverteilung, denn wie wir gesehen haben, stehen und fallen diese Theorien sämtlich mit dem Satz, dass das Geld ein vollkommenes Äquivalent der Waren sei.

Die jetzt endlich im Geld wahrgenommenen Kräfte möchte man nun sozialpolitischen Zielen dienstbar machen. Jetzt wirken sie sich noch wild und unkontrolliert im Interesse einzelner Kapitalistengruppen aus, die sich ihrer mit gewaltigem Erfolge für die Börsenspekulationen großen Stiles bedienen. Die märchenhaften Vermögen der amerikanischen Börsenfürsten sind alle unter entscheidender Mitwirkung der Geldkräfte gemacht worden.

Diese Kräfte dienen heute, wie die Wildbäche, der Zerstörung. Wie sie zerstören, so könnten sie aber auch aufbauen. Um sie jedoch in den Dienst der Menschheit zu spannen, muss man sie zuerst erkennen. Die Marxsche Theorie gibt uns nicht die geringsten Anhaltspunkte, wie wir die Geldkräfte gegen die Geldmächte ins Feld führen könnten. Marx hat mit seiner Theorie das Geld getötet, einen Leichnam aus ihm gemacht. Dieser Leichnam lässt sich menschlichen Interessen nicht dienstbar machen, weder dem Staate, noch sogar, wie der Marxist unbedingt von seiner Theorie ableiten muss, den Zwecken der Börsenspekulation! Das Gold ist ja, nach Marx, von Natur Geld und was könnte man mit

diesem leblosen Stoff anders anfangen, als es als vollkommenes Äquivalent hinzugeben, etwa so, wie Professor Liefmann, der das Geld nur als nominelles Zahlungsmittel kennt, oder wie Bendixen, der es mit einer Garderobenmarke vergleicht, oder wie Seumes Indianer, der ohne schlaue Rednerkünste, so wie man ihm bot, sein Geld hingab. Die Hemmung des Geldumlaufs, die Förderung seiner Umlaufgeschwindigkeit durch die Börsenmanöver, alles muss nach Marx ohne Einfluss auf das Geld bleiben.

Bisher wurde bei der öffentlichen Verwaltung des Geldes überhaupt nach keiner theoretischen Erkenntnis gefragt. Die einzige Theorie, die noch neben der marxschen Leichnamstheorie erwähnt wird und ein kümmerliches Dasein führt, die Quantitätstheorie, konnte mit den Tatsachen nur unter Duldung unzähliger Widersprüche in Einklang erhalten werden. Die so genannte bereinigte Quantitätstheorie suchte diese Widersprüche unter Dach zu bringen. Sie war die Theorie eines Chaos.

Dieses Chaos verwandelt sich mit dem Freigeld in einen Kosmos. Dadurch, dass das Freigeld unter Druck steht, fallen alle Wenn und Aber aus der Quantitätstheorie weg. Sie, um die so viel gestritten wurde in allen Sprachen der Welt, die die eigentliche Ursache war dafür, dass so viele die Währungsfrage als unlösbar bei Seite warfen, sie wird durch das Freigeld von allen Widersprüchen befreit. Sie wird absolute Wahrheit, absolut in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die Voraussetzungen für die Quantitätstheorie fehlten. Sie werden durch das Freigeld geschaffen. Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, heute ein ganz irrationaler Begriff und Hauptfaktor der Preisbildung, der alle Bemühungen für eine wissenschaftliche Erklärung der Preisbildung zu Schanden machte, wird mit dem Freigeld in eine Konstante verwandelt, und braucht, weil sie eine Konstante geworden ist, überhaupt nicht mehr in Rechnung gezogen zu werden.

Die Quantitätstheorie, die als die bereinigte Quantitätstheorie bezeichnet wurde, gab von der Preisbildung die mathematische Formulierung:

$$\frac{\text{Geldmenge mal Umlaufgeschwindigkeit}}{\text{Warenproduktion minus Kredit}} = \text{Preis.}$$

Praktisch war damit nicht viel anzufangen, weil Umlaufgeschwindigkeit und Kredit unkontrollierbare, willkürliche Größen waren und außerdem die Geldmenge durch die Deckungsvorschriften an ein Gut gebunden war, das Gold, dessen Beschaffung vom Zufall abhängig war.

Mit dem Freigeld wird die mathematische Formel der Preisbildung zurückgeführt auf die Formel, die der ursprünglichen, der so genannten rohen oder naiven Quantitätstheorie (und zu Unrecht) zugrunde gelegt wurde, nämlich: Geldmenge geteilt durch die Warenproduktion gibt den Preis.

Wenn das Sprichwort; Die Einfachheit ist das Merkmal der Wahrheit, gut ist, dann haben

wir hier einen neuen Beweis für die Richtigkeit dieser Formel des Preises; einfacher kann die Formel des Preises nicht mehr ausgedrückt werden. Die genannte Formel; Geldmenge geteilt durch die Warenproduktion, die für das Metallgeld voller Widersprüche war, deckt mit dem Freigeld restlos alle Erscheinungen des Marktes. Beim Metallgeld konnte man immer fragen, was denn die in Gleichung gebrachten Massen, Geld und Waren, in Bewegung setzen wird, um den Preis zustande zu bringen. Geld und Waren konnten ja ewig nebeneinander liegen bleiben. Es fehlte jede motorische Kraft, wenigstens was das Geld anbetrifft. Dynamisch konnte der Preis nicht mit jener Formel erfasst werden. Von der Ware, ja da wusste man, dass sie zum Markte drängte. Sie stand unter Druck. In ihr steckte natürliche motorische Kraft. Aber beim Geld? Was trieb das Gold zum Markt? Die Ware blieb niemals in den Händen der Sparer hängen. Gerade die Sparer stießen die Waren ab, während dieselben Sparer das Geld anzogen und festhielten, bis man ihnen als Lösegeld etwas anbot, was besser war als Ware. Das waren der Zins und der Zinseszins. Die bewegende Kraft der Ware war in der Ware selbst; die bewegende Kraft des Geldes steckte nicht im Geld; sie wurde von außen hineingetragen.

Das machte den Preis abhängig von der Psyche des Menschen und nahm der Quantitätstheorie das Hauptmerkmal einer richtigen Theorie, nämlich für alle Vorkommnisse volle Deckung zu liefern. Sie deckte nur einzelne Erscheinungen.

Mit dem Freigeld verliert die kritische Frage nach dem Motor der beiden zu vergleichenden Größen ohne Weiteres jeden Sinn. Der Motor, der die Ware und das Geld zur Preisbildung treibt, steckt jetzt in beiden Dingen und braucht von außen nicht mehr hineingetragen zu werden. Die Psyche des Geldbesitzers bleibt ohne Einfluss, Ware und Geld stehen unter Druck, und zwar unter dem gleichen Druck. Der Preis kann jetzt vollkommen dynamisch als Wirkung einer der Ware und dem Geld eigenen Kraft begriffen werden.

Ware und Geld ziehen sich jetzt gleichmäßig an, während sie sich bis dahin abstießen und nur durch eine von außen auf sie einwirkende Kraft vereinigt werden konnten. Diese Kraft war der Zins. Wenn diese Kraft versagte, so konnte der Tausch nicht mehr zustande kommen. Zinsverbote legten das Geld lahm, der Rückgang des Zinses ebenfalls. Dann versagte die Quantitätstheorie. Dann wurde es nötig, eine neue Formel für die Quantitätstheorie zu schaffen. Und so in unzähligen anderen Fällen. Mit der Möglichkeit, die Preisbildung theoretisch zu erfassen, eröffnete sich uns auch die Möglichkeit, in die Preisbildung zielstrebig einzugreifen. Und diese Möglichkeit stellt uns vor die Frage, was wir mit dieser Möglichkeit anfangen sollen.

Mit dieser Frage betreten wir ein neues Gebiet, das weite Gebiet der Währungsfrage, das für die sozialistische Literatur als schwarzer Kontinent gilt: ein vollkommen vernachlässigtes Gebiet.

Die Freigeldlehre beantwortet die Frage, was nun mit der Möglichkeit, in die Preisbildung willkürlich eingreifen zu können, anzufangen sei, dahin, dass sie sagt: Das Geld ist Tauschmittel. Es soll den Tausch sichern und verbilligen. Es soll die Schwierigkeiten, auf

die der direkte Tauschhandel stößt, beseitigen. Diese Sicherung und Verbilligung des Tausches fordert, dass die Warenpreise möglichst vor Schwankungen geschützt werden. Da das Geld Tauschmittel aller Waren ist und die Preise der einzelnen Waren ihren eigenen Gesetzen unterworfen sind, die es bedingen, dass oft zu derselben Zeit einzelne Waren im Preise steigen, während andere durch besondere Verhältnisse herabgedrückt werden, so kann auf den einzelnen Preis nicht Rücksicht genommen werden. Der Einfluss, den wir mit dem Freigeld auf die Preisgestaltung gewinnen, kann sich nur auf den Durchschnitt der Preise beziehen. Dieser Durchschnitt aller Preise wird durch den heute so oft genannten Index ermittelt. Und diesen Index gilt es festzuhalten.

Wie das zu geschehen hat, ist nach den vorangegangenen Erklärungen nicht schwer zu erkennen. Die Geldmenge dividiert durch die Warenproduktion gibt ohne wenn und aber den Preis, hier also den Index. Geben wir also unserer Notenbank den Auftrag, den Index zum Kompass der Notenpolitik zu nehmen und sich stramm an die Quantitätstheorie zu halten. Sagen wir ihr, dass sie Noten einzuziehen hat, sobald der Index eine allgemeine Preissteigerung anzeigt und dass sie umgekehrt Noten ausgeben soll, sobald der Index einen allgemeinen Preisrückgang anzeigt. Dann wird der Index zwar nicht absolut im mathematischen Sinne des Wortes fest bleiben, aber doch im Sinne des täglichen Gebrauches des Wortes. Ähnlich wie wir von einem Schiffe auch sagen, dass es den Kurs hält, trotzdem es durch den Steuermann unausgesetzt in den Kurs zurückgebracht werden muss. Die Summe der Abweichungen nach Back- und Steuerbord gibt doch eine gerade Linie.

Kann die Notenbank solche Politik betreiben, hat sie die Mittel dazu? Warum nicht, was hält sie davon ab, so viel Geld auszugeben, wie ihre Aufgabe es verlangt? Papier ist alles was sie braucht. Mit der Goldwährung wäre auch schon aus dem Grunde, dass das Gold für eine solche Währungspolitik ja erst gefunden werden müsste, abgesehen also von der Unmöglichkeit, die Umlaufgeschwindigkeit des Goldgeldes zielstrebig zu beeinflussen, eine solche aktive Währungspolitik absolut unmöglich gewesen.

Mit dem Papiergeld sind alle Voraussetzungen für eine solche Anpassung des Geldumlaufs an die täglichen Bedürfnisse des Verkehrs restlos erfüllt. Geben wir also der Notenbank den Auftrag, gerade so viel Geld drucken zu lassen und in den Verkehr zu bringen, wie die Aufrechterhaltung des Indexes es erfordert, so muss sie diese Aufgabe erfüllen, weil sie die Mittel dazu zur Hand hat. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum wir der Notenbank solche Aufgabe nicht stellen und warum die Notenbank sich solcher Aufgabe nicht gewachsen erklären könnte.

Man hat gegen diesen Vorschlag allerhand eingewendet. Aber alle Einwendungen scheitern an der Tatsache, dass mit dem Freigeld die Quantitätstheorie unbedingte Gültigkeit hat. Wer an der Möglichkeit zweifelt, die eben skizzierte aktive Währungspolitik zu betreiben, muss zuerst den Nachweis liefern, dass mit dem Freigeld die Quantitätstheorie, die ursprüngliche, rohe, naive Quantitätstheorie, doch noch Mucken haben könnte.

Man hat gegen die beschriebene Währungspolitik den Einwand erhoben, dass die Preise nicht sofort auf die Notenausgabe reagieren und hat sich für diesen Einwand auf die statistischen Arbeiten Nicholsons gestützt, aus denen hervorgehe, dass die Preise erst nach etwa drei Monaten die der Quantität der Noten entsprechende Höhe erreichen, dass der Preisbazillus also sozusagen eine Inkubationszeit von drei Monaten braucht. Dieser Einwand, der übrigens nur bedingte Gültigkeit hat und z. B. in einer Zeit allgemeiner Preissteigerung, wie wir sie zur Zeit in Deutschland haben, vielleicht umgekehrt zu verstehen ist, dass nämlich die Preise der Notenausgabe vorauslaufen, weil die Furcht vor einer neuen, durch die Notenausgabe veranlassten Preiswelle die Umlaufgeschwindigkeit verstärkt, dieser Einwand ist für das Freigeld völlig hinfällig.

Da das Freigeld nur für den unmittelbaren Warenkauf gesucht wird, so ist es auch selbstverständlich, dass die Notenbank das von ihr auszugebende Geld nur unter Personen unterbringen kann, die unmittelbaren Bedarf an Waren haben, die also das erhaltene Geld unmittelbar auf den Markt bringen. So ist es vollkommen sicher, dass, wenn die Notenbank am Morgen Geld ausgibt, um die Preise zu heben, dieser Einfluss sich bereits am Abend fühlbar gemacht haben wird. Das neue Geld wird eine zusätzliche Nachfrage erzeugt haben, die nicht da gewesen wäre, wenn das Noteninstitut nicht eingegriffen hätte. So kann man tatsächlich das Freigeld als verkörperte Nachfrage bezeichnen. Jede Änderung im Warenangebot kann darum in ihrer Wirkung auf den Preis sofort durch einen Gegenzug der Notenbank neutralisiert werden.

Ein anderer Einwand, der gegen die hier besprochene Währungspolitik erhoben wird, geht von der Meinung aus, dass der Index nicht mit der gebotenen Schnelligkeit ermittelt werden kann. Einige meinen, man brauche hierzu Wochen und Monate und in der Zwischenzeit wisse die Notenbank nicht, wie sie sich zu verhalten hat. Dieser Einwand wird gewöhnlich von den Verteidigern der Goldwährung gemacht, ausgerechnet von Personen, die überhaupt keine Rücksicht auf die Warenpreise bei der Notenausgabe nehmen und gelten lassen. Man muss sich schon sehr wehrlos fühlen, um solchen Einwand zu erheben. Tatsächlich liegt nicht der geringste Grund vor, warum die Statistik hier versagen sollte. Schon jetzt bringen die Handelszeitungen die telegraphischen Berichte der Börsen der ganzen Welt, für den Index brauchen wir aber nur die Preise der inländischen Märkte. Es ist eine Arbeit, die auf der Addiermaschine nur Minuten braucht, sobald die Unterlagen eingelaufen sind, so dass es nicht im geringsten Schwierigkeiten bieten würde, den Index, wenn gewünscht, täglich mehrere Male zu ermitteln. Es dürfte aber vollauf genügen, wenn der Index dem Noteninstitut wöchentlich einmal angezeigt wird.

Ist es also technisch möglich, den Index beliebig oft zu ermitteln, ist es auch technisch ebenso möglich, die Geldmenge den Bewegungen des Indexes mit der nötigen Schnelligkeit entgegenwirken zu lassen, so ist das Problem gelöst, wie man den Index mittels aktiver Währungspolitik auf einen Punkt festnageln kann, und zwar unter allen denkbaren Umständen, auch im Kriege.

Der Sozialist marxistischer Richtung ist gewöhnt, alle üblen Erscheinungen unserer Wirtschaftsordnung auf den Kapitalismus, d. h. also auf das Privateigentum an den Produktionsmitteln zurückzuführen, auch alles, was auf Konto der Mängel unserer Währungsverhältnisse mit Einschluss aller offiziellen Währungspuschereien zurückzuführen ist. Er muss es tun, hat ihm doch Marx gesagt, dass das Geld ein vollkommenes Äquivalent der Waren sei, dass also von hier aus keine Störungen des Tauschprozesses kommen können. Die Ursache für das Gelingen so vieler Börsenspekulationen muss der Marxist überall anderswo, nur nicht im Geld suchen. Die Ursache dafür, dass die Warenpreise zuweilen Jahrzehnte lang abwärts gingen und den verschuldeten Unternehmern, namentlich den Bauern und Hausbesitzern, die Möglichkeit nahmen, die Zinsen der Hypotheken zu zahlen, was zur Expropriation der Proprietäre führt, und die Latifundienbildung schafft, die muss der Marxist auch wieder weit, weit ab vom Geldwesen suchen. Kurz: Krise, Arbeitslosigkeit, Überproduktion, Hochkonjunktur, Baisse, Börsenspekulation, die Bildung der Riesenvermögen der Milliardäre, der Dollarmilliardäre, auch der gewaltig hohe allgemeine Handelsprofitsatz, alle die Schönheitsfehler unserer Wirtschaftsordnung, sie werden vom Marxisten auf das Konto des Privateigentums an den Produktionsmitteln gesetzt und so wird der Masse des Volkes diese Wirtschaftsordnung verkehrt. Alle Mängel, die wir auf Schritt und Tritt beobachten können, werden als Attribute des Privateigentums an den Produktionsmitteln bezeichnet, die darum nur unter der Bedingung verschwinden können, dass das Privateigentum an den Produktionsmitteln radikal beseitigt werde. So wird man dann Kommunist!

Mit der eben beschriebenen aktiven Währungspolitik, die uns vor allen Preisschwankungen allgemeiner Natur befreien wird, fallen alle die genannten Mängel unserer Wirtschaftsordnung fort.

Die Krise bricht heute aus, wenn die Preise sinken. Mit der beschriebenen aktiven Währungspolitik werden die Preise nicht mehr sinken, also wird es aus diesem Grunde keine allgemeine Krise mehr geben, also auch keine Arbeitslosigkeit. Die Krise brach aber auch dann aus, wenn der Kapitalzins unter die Rentabilitätsgrenze sank. Mit dem Freigeld gibt es für die Kapitalakkumulation überhaupt keine Grenze, keine Rentabilitätsgrenze mehr. Folglich kann aus diesem Grunde auch keine Krise mehr entstehen. Die Reservearbeiterbataillone, die für die Lohnpolitik der Gewerkschaften immer ein so großes Hindernis waren, verschwinden. Die Preisschwankungen allgemeiner Natur, die das ausmachen, was man die Konjunktur nennt, liefern den Stein, über den so viele Kaufleute stolpern und stürzen. Der Kaufmann, der die Entwicklung der Konjunktur richtig vorausgesehen hatte, oft eine reine Stimmungssache, und seine Dispositionen danach getroffen hatte, der konnte sich freuen. Die anderen, die in dieser Sache weniger Glück hatten, die trugen den Schaden.

Zahlungseinstellungen, Bankrott, Zwangsverkäufe waren die Folge. Unzählige kleine, selbständige Gewerbetreibende wurden dadurch ihrer Produktionsmittel beraubt und zum Proletariat geworfen. Dann sagte der Marxist: Seht, wie sich das System des Privateigentums an den Produktionsmitteln auswirkt. Weg mit einem solchen System!

In der heutigen Wirtschaft ist es so, dass alle Berufe, die zu ihrer Ausübung besonderer Eigenschaften bedürfen, einen gehobenen Lohn einbringen. Der Handel ist heute ein solcher Beruf. Und wenn heute der Handelsprofit etwa 40% des Arbeitsproduktes des Volkes verschlingt, so liegt das daran, dass für diesen Beruf der Wettbewerb relativ gering ist. Wenn wir durch eine aktive Währungspolitik den Handel vor Konjunkturschwankungen schützen, wenn der Index festgelegt wird, dann wird der Handel tief in den Wettbewerb der Massen gezogen werden, und dann wird der Lohn des Kaufmannes den allgemeinen Gesetzen des Wettbewerbs entsprechend auf den Lohn der Massen gesenkt werden. Dann wird der Handelsprofit nicht mehr die schier lächerliche Höhe von 40%, sondern vielleicht 20, vielleicht nur 10% betragen. Das entspräche dann einer Mehreinnahme des gesamten Volkes von 20 bis 30%.

Deutschland verteilte vor dem Kriege an Lohn, Grundrenten und Zinsen ein Gesamteinkommen von etwa 40 Milliarden Goldmark. Wenn hiervon an Handelsprofiten 40% in Abzug kamen, so waren das 16 Milliarden Goldmark. Also allein mit dem, was wir durch Stabilisierung der Währung an Handelsprofiten sparen würden, könnte man die Reparation von 132 Milliarden Goldmark in 8 Jahren zahlen. Es verhält sich hier genau so, wie wenn wir die Produktivkraft des ganzen deutschen Volkes durch eine Erfindung um 30% gehoben hätten.

In der sozialistischen Kritik der heutigen Wirtschaftsordnung spielt dieser Profit der Kaufleute, die gewaltige Zahl von Kaufleuten, der Luxus der Ladeneinrichtungen, die Zahl der Geschäftsreisenden, die Reklame, die Geschäftsstockungen, die häufigen Zahlungseinstellungen, die gewaltige Anzahl und der Umfang der Bankbetriebe usw. eine sehr große Rolle. Man sagt, dass mit der sozialistischen Betriebsweise alle diese toten Kosten, womit das Privateigentum an den Produktionsmitteln die Volkswirtschaft belastet, so gut wie wegfallen würden. Der ganze Handel würde mit einfachen Bezugsschemen, mit Brot- und Zuckermarken, reibungs- und also auch fast kostenlos abgewickelt werden. Ähnliches sagten auch die Vertreter der Konsumgenossenschaften von ihren Bestrebungen. Und die Vertreter der freien Wirtschaft hatten gegenüber solcher Kritik einen schweren Stand. Denn 40% Handelsprofit waren ein schwerer Defizitposten bei der Aufrechnung der Vorzüge der freien Wirtschaft. Es genügte oft nicht, dass man sagte: mit der Geldwirtschaft werden alle die unvermeidlichen Klagen über die Beschaffenheit der Waren unmittelbar zwischen den Interessenten, also zwischen Käufer und Verkäufer abgewickelt und erledigt. Es kommt niemals vor, dass jemand das Gericht mit diesen Angelegenheiten beschäftigt. Es sind rein private Angelegenheiten. Die Geldwirtschaft errichtet einen Puffer zwischen den Gerichten und dem Volke. Bei der sozialistischen Verteilung der Produkte, da fehlt dieser Puffer. Jeder, der Grund zur Klage zu haben glaubt, der etwa verdorbene Butter, kalte Brötchen, faule Eier erhält, der wendet sich an den Staat. Der Bürger erhält in den staatlichen Depots mit dem geforderten Gut zugleich ein Beschwerdebuch ausgehändigt und dann würde die Erledigung dieser sich täglich millionenfach wiederholenden Beschwerden einen so gewaltigen Apparat erfordern, dass auch hierfür wieder ein großer Teil der Arbeitsprodukte als tote Last zu buchen sein würde. Aber nur wenige verstanden die Schwere dieses Einwandes. Da standen die 40%

allgemeine Handelprofitrate! 40%!

Mit dem Freigeld und der damit möglich gewordenen festen Währung fallen die Handelsprofitsätze auf einen Stand, den auch optimistische Vertreter der sozialistischen Güterverteilung als außerordentlich gering bezeichnen werden, so dass auch in dieser Beziehung die freie Wirtschaft den Wettbewerb bestehen wird, und es nicht nötig wird, um an den Handelsspesen zu sparen, die Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln zu fordern. Wie in der Technik, so wird auch im Handel die Privatwirtschaft, die Privatverantwortung, der Egoismus der Menschen, der private Tatendrang das Höchstmaß von dem leisten, was wir vom Menschen überhaupt erwarten können. Und das wirkt sich dann aus in einem hohen Arbeitsertrag für alle.

Oft wird der Privatwirtschaft auch Anarchie im falschen Sinne des Wortes vorgeworfen in Bezug auf ihren Plan. Man denkt sich dann eine Wirtschaft, die vollkommen planmäßig geleitet wird, mit Hilfe der Statistik. Es ist ein etwas naiver Gedanke. Man vergisst, dass die Produktion der Hauptverbrauchsgüter, die der Landwirtschaft, nur sehr ungefähr im Voraus zu bestimmen ist, dass der beste Plan, die sorgfältigste Statistik, durch einen Spätfrost über den Haufen geworfen werden kann. Die Ernteerträge Deutschlands schwanken oft zwischen 20 und 50 Millionen Tonnen Kartoffeln. Es genügt aber, dass ein Mehr oder Weniger von 10 Millionen Tonnen Kartoffeln eintritt, um auch den allgemeinen Produktionsplan über den Haufen zu werfen. Ein Mehr an Kartoffeln bedeutet einen Minderverbrauch an allen übrigen Lebensmitteln. Um den Verbrauch dann auf der Höhe der Produktion zu halten, wird die Planwirtschaft der Landwirtschaft Arbeiter entziehen und der Industrie zuführen. Die Planwirtschaft wird also das tun, was auch die Freiwirtschaft tut. Sie richtet sich nach der Lage des Marktes, nach der Erfahrung. Die freie Wirtschaft sammelt diese Erfahrung an der Hand der Preisbewegung, also an der Quelle. Sie braucht keine Statistik über den Verbrauch und die Produktion abzuwarten. Der Preis ist für den Fabrikanten und den Bauer zugleich ein Produktions- und Bedarfsindex, nach dem er sich richtet. Jeder Mangel an Waren setzt sich um in eine Preiserhöhung. Diese reizt zur Produktionsvermehrung. Die Preiserhöhung wirkt unmittelbar wie eine Produktionsprämie. Und so ist es auch gekommen, dass in all den Jahrzehnten vor dem Kriege die Privatwirtschaft die Weltmärkte so mit Gütern versorgte, dass es kaum an Waren mangelte, wohl aber ein Überschuss zu verzeichnen war: Überschüsse, die daher kamen, dass Mängel des Geldes den Absatz störten. Ich glaube nicht, dass irgendein Planmacher es hätte besser machen können. Wenn die Privatwirtschaft nun noch mittels des Freigeldes und der festen Währung von den Konjunkturschwankungen befreit wird, dann wird die großartige Einfachheit des Produktionsplanes der freien Wirtschaft erst recht sich bewähren. Planlos war bezeichnenderweise in der heutigen Wirtschaft nur allein der Teil, der seiner Natur nach vom Staate geleitet werden muss: das Geld. Hier herrschte Anarchie. Richtet sich nun der Staat bei der Verwaltung des Geldwesens nach demselben Plan, der der Privatwirtschaft zugrunde liegt, nämlich nach den Preisen, dann fallen alle die Mängel, die man unserer Wirtschaftsordnung in dieser Beziehung vorwerfen kann, auch noch fort.

Ein Wort ist noch zu sagen über die Aussichten, die sich den beiden hier besprochenen Wirtschaftssystemen für ihre Verwirklichung in politischer Beziehung bieten. Denn die Vertreter beider Systeme ringen nach der Macht zu ihrer Verwirklichung. Und für die, die die Ausbeutung heute zu ertragen haben, ist es von größter Bedeutung, wie lang der Weg zum Ziele ist und ob auch namentlich damit gerechnet werden kann, ob das Ziel überhaupt in absehbarer Zeit sicher zu erreichen ist.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit dem kommunistischen Sozialismus, mit der allgemeinen Verstaatlichung der Produktionsmittel? Auf dem Wege der Gewalt geht es nicht, das haben die Erfahrungen in Russland und anderswo gezeigt. Eine Wirtschaftsordnung, die sich auf altruistischen Grundlagen auswirken soll, kann sich nicht der Gewalt zu ihrer Durchführung bedienen, denn die Gewalt ist keine Schule für die altruistische Gesinnung. Wenn es schon vor der gewaltsamen Expropriation der Expropriateure heißt, wir wären noch nicht reif für den Sozialismus, so erst recht nicht nach einer solchen Anwendung der Gewalt.

Der Kommunist, dessen ganzes Wesen nicht durch Herzensgüte verklärt ist, der alle Gewaltanwendung ablehnt – wird wirtschaftlich nie etwas erreichen.

Geht es aber auf gesetzlichem Wege, auf dem Wege des Stimmzettels? Also durch Beschluss der gesetzgebenden Körperschaften? Ich glaube kaum, dass es in Deutschland noch einen Sozialisten gibt, der auf den Stimmzettel seine Hoffnungen setzt. Es müssten schon Wunder geschehen, damit den Kommunisten die Stimmenmehrheit im Reichstag gesichert werde. Für die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln werden immer nur die Ärmsten unter den Armen zu haben sein. Gegen sie werden die Bauern, die Kaufleute, die Handwerker, die freien Berufe, also gerade die, die das Getriebe der Volkswirtschaft in Händen haben, ohne die nicht das Geringste gemacht werden kann, geschlossen stimmen. (1922!)

Weder mit Gewalt noch auf gesetzlichem Wege ist das marxistische Ziel zu erreichen. Die Natur des Menschen ist gegen dieses Ziel gerichtet, bäumt sich dagegen auf. Der Kommunismus ist nur für die Armseligen anheimelnd. Für die, die sich nur einer Spur von Wohlstand einmal in ihrem Leben erfreut haben, ist er unerträglich. Der wohlhabende Mensch strebt nach Befreiung, nicht nach neuen Gebundenheiten. Und wenn der Kommunismus den Wohlstand für alle bringen sollte, so hätte er damit auch schon alle gegen sich. Sein Zweck vernichtet also seine Mittel.

Mit der anderen der beiden hier besprochenen Wirtschaftsordnungen, mit der befreiten Wirtschaft, sieht es in Bezug auf die Verwirklichungsmöglichkeit ganz wesentlich hoffnungsvoller aus. Hier können wir wirklich mit einer Einheitsfront aller am Produktionsprozess Beteiligten rechnen. Die befreite Wirtschaft tastet die Unabhängigkeit der Bauern in keiner Weise an. Sie sichert ihm die unbeschränkte freie Benutzung des Bodens und schützt ihn vor der hypothekarischen Verschuldung dadurch, dass der Boden als unveräußerliches Gemeingut erklärt wird. Das ganze Deutsche Reich wird als Freiland

zum Fideikommiß (gemeinsames Erbe) des ganzen Volkes. Die Unabhängigkeit der Kaufleute bleibt ebenfalls unangetastet und wird womöglich noch erhöht. Der Staat mischt sich in keiner Weise in ihre Angelegenheiten. Sie schalten und walten nach freiem Ermessen. Bei den Unternehmern ist es ebenso. Sie werden von den so störenden Konjunkturschwankungen und vom Zins der von ihnen benötigten Kapitalien befreit. Den Industriearbeitern reicht die befreite Wirtschaft den Löwenteil der von ihr erwarteten Früchte. Ohne dass die Preise darum steigen werden, wird der Lohn sich verdoppeln, verdreifachen. Sie werden nach und nach zu Wohlstand gelangen und auch die Aktien ihrer eigenen Unternehmungen erwerben können, allerdings ohne von diesen Aktien dann noch mehr als die gewöhnlichen Abschreibungen erwarten zu dürfen.

Die befreite Wirtschaft verlangt nicht, dass wir alle zu Proletariern werden, Proletariern, die von einer Zentralbehörde geleitet werden und nach einem von dieser Zentralbehörde aufgestellten Plan arbeiten, ohne Interesse, ohne Freude, ohne Sorgen. Nein, im Gegenteil, die befreite Wirtschaft wird diese traurigen Produkte des Kapitalismus dadurch mit Stumpf und Stiel wieder von der Bildfläche wegfegen, dass sie sie alle wieder in freie, selbständige, selbstverantwortliche Menschen, in Vollbürger zurückverwandelt.

Und ich glaube, wenn wir dem deutschen Volk sagen müssten, dass, um den marxistischen Sozialismus zu verwirklichen, wir den Proletarisierungsprozess mit allen Mitteln zu Ende führen müssen, dass wir die große Masse des Volkes hinab stoßen müssen ins Elend, dass der Hunger, die Arbeitslosigkeit, der Selbstmord, die Schwindsucht, den Weg markieren, auf dem der Marxismus das Volk ins kommunistische Paradies führt, dass die meisten dann überhaupt an der Durchführbarkeit solcher Bestrebungen zweifeln werden. Die Schwindsucht ist das Endglied der Entwicklungskette, nicht der Weg zu neuen Zielen. Auf dem Wege der allgemeinen Proletarisierung ist nichts zu erreichen. Die Hoffnungen, die hierauf gegründet werden, sind eitel. Eine Politik, die sich mit Hilfe des Wahlzettels durchsetzen will, und deren Träger auf dem Wege zur Wahlurne an der Schwindsucht zusammenbrechen, also eigentlich sich selbst auf den Aussterbeetat setzt, die muss in sich Widersprüche bergen.

Wir kommen vom Kommunismus her, der Weg dahin ist also Reaktion. Das Ziel des Kommunismus ist also der letzte reaktionäre Schritt.

Auf dem Wege von der Befreiung vom Kommunismus sind wir durch das herkömmliche Geld nebst dem verderbten Bodenrecht in den Kapitalismus hinein gesegelt. Wir stecken in einer Sackgasse, links das Geldwesen, rechts das Bodenrecht. Wenn wir auch wollten, wir können nicht umkehren. Was sollen wir tun?

Wir wollen hinaus ins Freie; in die freie Ebene, die wir da vor uns sehen. Hinaus wollen wir, ehe wir, durch den Hunger getrieben, uns gegenseitig würgen. Wie sollen wir das? Nun, sprengen wir die Hindernisse. Räumen wir auf mit dem Plunder, den wir unbesehen von unseren Ahnen übernommen, sprengen wir den Panzer, den uns das Geld- und Bodenrecht angelegt hat, und der uns zu ersticken droht.